

Finale

O-Ton

«Letzten Endes ist das eine verdammte grosse Mango.»

Ein örtlicher Tourismusverantwortlicher zum Diebstahl einer zehn Meter hohen Fruchtskulptur in der australischen Kleinstadt Bowen, wobei sich der Diebstahl dann leider schnell als PR-Manöver erwies hat.

Kurz & kritisch

Botschaften von der dunklen Seite der Rockgeschichte

Dieser aus dem Nichts auftauchende, weich modulierte Synthesizerstreif, in den dann der erste Ton des Themas fällt und wie in Zeitlupe zerfliesst – das hat man doch schon mal gehört. Genau, Darkside greifen auf die Rockklassik zu, in diesem Fall auf die kollektive Erinnerung an «Shine On You Crazy Diamond» von Pink Floyd. Nur dass es in «Golden Arrow» ein weiterer Synthesizer ist, der das Stück dann an sich zieht, und die Gitarre erst viel später dazukommt – mit einem funky Kopfnickermuster.

Das gelingt Nicolas Jaar und Dave Harrington im ausverkauften Zürcher Kaufleuten hervorragend: auf psychedelischer Breitleinwand die Rockklassik zu beschwören, sie aber entschieden in die Gegenwart zu holen, in cool sirrenden und tackern Elektro-Tracks. Später, in «Paper Trails», züpfeln und ruckeln Darkside ähnlich am Gitarrensound von, warum nicht, Dire Straits.

So steht bald ein kalter zeitgenössischer Blues im Saal, mit tiefgefroren knirschen Gitarrenmomenten in gleissend elektronischen Soundscapes. Dazu leuchtet ein überschickes Lichtdesign auf viel Rauch und wippende Menschen. Das ist schön und recht, die Stimmung stimmt. Aber weil im Konzert gegenüber «Psychic», dem letztjährigen Debütalbum, doch viele Klangdetails verschwinden und die Tracks auf ihre Schlüsselreize reduziert sind, gerät der Auftritt bald auch etwas simpel und stereotyp. Und früher oder später kommt immer das Techno-Brett, vom Publikum quittiert mit gerecktem Jubel.

Die leise geschmäckerliche Note, die diese Musik nun mal hat, die unter dem Kopfhörer und den fein gehäckselten und nuanciert schweifenden Sounds der Platte aber nie streng wird: Sie zieht an diesem Abend mehr als einmal durch den Saal. *Christoph Fellmann*



Wer Stadt sagt, muss Dichte wollen: «Bauzeit»-Architekten aus Biel gewinnen den städtebaulichen Ideenwettbewerb für Agglolac. Foto: agglolac

Baustelle In Biel gibt es ein ganz besonderes Grundstück: Darauf soll die Stadt von morgen gebaut werden. *Benedikt Loderer*

Die Wasserstadt am Bielersee

Von Bern aus betrachtet, liegt Biel ennet dem Frienisberg irgendwo im Grossen Moos. Allerdings lohnte es sich, mit dem Städtebau-Fernrohr die Stadt genauer anzusehen. Dort nämlich liegt ein Grundstück der besonderen Art: mitten in einer Agglomeration von 70 000 Einwohnern, mit Seeanstoss, gross, leer, in der Bauzone.

Ein solches Stück Land gibts in der Schweiz kein zweites. Da, wo 2002 die Expo stattfand, dehnt sich heute ein riesiges Schotterfeld, das nach Überbauung lechzt. Dieser Meinung war auch die Gemeinde Nidau, in der das Grundstück liegt. Sie plante eine Überbauungsordnung, deren Ziel die Verbesserung des Substrats war, grad wie das auch in Bern geschieht. Man sagt dem Entwicklung.

Nidau hatte allerdings die Rechnung ohne Stöckli gemacht. Knapp die Hälfte des Grundstücks gehört nämlich der Stadt Biel und Hans Stöckli; der dama-

lige Stadtpräsident präsentierte 2008 überraschend ein Gegenprojekt zur Nidauer Bravplanung. Er gab dem Büro :mlzd, den aufgewecktesten Architekten Biels, heimlich den Auftrag, nachzudenken, was mit dem Grundstück besser anzufangen wäre, als die gemeindeautonome Planung zustande gebracht hatte.

Die Waffe des Klügeren

Das Ergebnis hiess Agglolac, die dichte Wasserstadt am Bielersee. Der Gemeinderat Nidau war erst betupft, legte aber seine fertige Planung still in die Schublade, und seither arbeiten Nidau und Biel zusammen. Was lernt der Stadtwanderer daraus? Gegen schlechte Planung nützen gute Argumente nichts, ein überzeugendes Gegenprojekt ist die Waffe des Klügeren.

Nach den ersten Abklärungen gründeten Biel, Nidau und die Mobimo AG die Projektgesellschaft Agglolac, die

unterdessen einen städtebaulichen Ideenwettbewerb durchführte, den im Kongresshaus zu besichtigen ganz Biel eingeladen war. Was gabs zu sehen? Den heutigen Stand der Städtebaudiskussion, anders herum: Wie sieht die Stadt von morgen aus?

Allen ist eines klar: Wir bauen Stadt, nicht Agglomeration. Wer Stadt sagt, muss Dichte wollen, allein schon aus ökonomischen Gründen. Nur Dichte erzeugt genügend Mehrwert, um die Infrastruktur zu bezahlen. Was aber schlagen die fünf zur Weiterbearbeitung ausgewählten Teams vor? Alle sind sie Anhänger der «europäischen Stadt», genauer: Renaissancemenschen. Denn wir sehen der Wiedergeburt des Blockrands zu, jenes städtebaulichen Bildungsgesetzes aus dem 19. Jahrhundert, das ein immer noch brauchbares Rezept für die Stadterweiterung bietet. Selbstverständlich angepasst, verbessert, verjüngt. Die Gebäude stehen nicht

mehr als isolierte Baukörper einzeln auf der Wiese: Sie bilden Gassen und fassen Stadtraum.

Nehmt Hof und Platz

Der alte Stadtbaukasten, wie er in Biel für die Überbauung des Bahnhofsquartiers in der Zwischenkriegszeit noch selbstverständlich war, kommt wieder zu Ehren, angereichert mit neuen Elementen. Der Städtebau ist an einer Schwelle angelangt. Fast ein Jahrhundert lang galt Le Corbusiers Credo «Il faut tuer la rue corridor». Die Stadt der Moderne ist eine Ansammlung frei stehender Objekte. Heute hingegen gilt wieder: Nehmt Gasse, Hof und Platz, denn die Stadt von morgen ist ein räumliches Gebilde. Biel ist zwar hinter dem Frienisberg, vermutlich aber weit voraus.

Der Architekt Benedikt Loderer ist Mitglied des «Baustelle»-Kolumnistentams und lebt als Stadtwanderer in Biel.

Small Talk

«Jetzt muss der Nationalfonds ein Konto eröffnen»

Nobelpreisträger Richard R. Ernst erklärt, warum die Abschottung von Europa der Forschung schade: Es gehe nicht nur ums Geld.

Interview: Matthias Meili

Die Schweiz verliert die Beteiligung an den Forschungsprogrammen der EU sowie am Studentenaustauschprogramm Erasmus+. In der Wissenschaftlergemeinschaft hat das Wehklagen eingesetzt. Zu Recht?

Natürlich bringt das grosse Probleme für Forschung und Bildung, vor allem emotional. Wir sollten uns als Teil von Europa verstehen können, und wenn

das nicht mehr möglich ist, verlieren wir den Boden unter den Füßen.

Wieso?

Die Finanzen sind dabei nicht das Wichtigste. Viel tiefgreifender und wesentlicher ist die moralische und ethische Komponente dieses Ausschlusses.

Wie meinen Sie das?

Forschung ist ein Paradebeispiel dafür, dass Nationalitäten keine Rolle spielen. Die Finanzierung eines Projekts darf nicht davon abhängen, hinter welchen Grenzen jemand forscht.

Vor 2004 war die Schweiz auch als Drittstaat an den Programmen beteiligt. Da ging es ja auch.

Das war damals schon keine gute Lösung, aber in der Not haben wir das ge-

schluckt. Es stimmt, früher war ich sehr kritisch eingestellt gegenüber den grossen Forschungsprogrammen – vor allem auch den europäischen –, weil mit einem riesigen Aufwand relativ wenig Output herauskam. In der Zwischenzeit habe ich meine Meinung aber geändert.

Inwiefern?

Heute beurteile ich die Zusammenarbeit mit Europa als unumgänglich. Die Abschottungstendenzen von politischer rechter Seite dagegen sind sehr schädlich für Forschung und Bildung. Natürlich gibt es bei den europäischen Projekten auch negative Seiten wie ausufernde Milliardenprojekte. Diese Punkte habe ich auch kritisiert. Aber die Nachteile werden durch die Vorteile der Forschungszusammenarbeit bei weitem aufgewogen.

Richard R. Ernst

Der 81-jährige ETH-Chemiker erhielt 1991 den Nobelpreis für Chemie. Er ist ein aufmerksamer Beobachter der Forschungspolitik.



Was sind denn die konkreten Vorteile für die Forscher?

Der Gedanke der Einheit Europas und der Zusammenarbeit ist wichtiger als das Geld, das von und nach Brüssel fliesst. Ich denke vor allem an die jungen Menschen in der Forschung, die ihre Identität als Europäer oder Weltbürger verstehen wollen.

Wie soll sich ein Jungforscher verhalten, der sich in Europa um

ein Projekt bewerben wollte und nun mit abgesetzten Hosen dasteht?

Die Forscher müssen die Schweizer Autoritäten nun davon überzeugen, dass sie das Loch, das entsteht, wieder stopfen. Wir Schweizer haben uns mit dieser Abstimmung die Probleme selber eingebrockt. Nun müssen wir die Folgen tragen, also auch die Folgekosten.

Wer soll das bezahlen?

Der Schweizerische Nationalfonds soll ein Zeichen setzen und ein spezielles «europäisches» Konto eröffnen, über das kurzfristig die bisher von Brüssel geleisteten Forschungskosten gedeckt werden. Speziell die jungen Forscher sollten sich äussern und den Nationalfonds daran erinnern, dass es nun seine Pflicht sei, diese Lücke zu füllen, quasi im Auftrag des Schweizer Stimmvolks.

Anzeige

JETZT TEILNEHMEN UND 20 X CHF 1000.- EINKAUFSCENTER-GUTSCHEINE GEWINNEN!

HOLEN SIE SICH DIE KRONEN!

Gratis-Teilnahme und weitere Infos unter:
gewinnspiel-westside.ch, gewinnspiel-shoppyländ.ch

westside
bern brünnen

SHOPPYLAND
Schönbühl